



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Paris.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf die Rednerbühne, und auch einige *dii minorum gentium*. Unter letzteren heben wir Herrn von Zedlitz-Neukirch hervor, ein enfant perdu der rechten Seite, der mit wahrhaft treuherziger Naivetät die Unmöglichkeit der Verfassung und deshalb die Verpflichtung und Berechtigung Jedermanns, mit allen möglichen Mitteln auf das Zustandekommen „guter“ Wahlen zu wirken, proclamirte. Er wurde von den Herren von Vincke und Reichensperger eben nicht glimpflich abgeführt. Letzterer erklärte, ihm nur mit dem Strafgesetzbuch in der Hand antworten zu können. Erbaulich ist es aber zu wissen, daß Herr von Zedlitz mit seinen Ansichten über die Verfassung und die Anwendung aller möglichen Mittel bei den Wahlen Landrath ist. Bei der Verlesung des Briefes durch Herrn von Sauken riefen Stimmen auf der rechten Seite „sehr gut“. Als aber dieser Abgeordnete hinzufügte, wie man Landwehroffiziere, weil sie für constitutionelle Candidaten gestimmt, in ehrengerichtliche Untersuchung gezogen, wie man sogar gegen seinen Schwiegersohn, weil er ihm, seinem Schwiegervater, seine Stimme gegeben, so verfahren, verstimmten selbst jene Herren, deren Köpfe weniger bewunderungswürdig sind, als ihre Stirnen. Schließlich wurde Lüderig Wahl mit 143 gegen 128 Stimmen für gültig erklärt. Herr von Bethmann-Hollweg, der sich sehr bestimmt gegen die stattgehabten Wahlunttriebe aussprach, stimmte für die Bestätigung der Wahl, weil die Zahl der dadurch möglicherweise influenzirten Wahlmänner zu gering sei, um bei der großen Mehrheit, die Herrn von Lüderig gewählt, in Betracht zu kommen. Selbst einige Abgeordnete der Rechten, wie z. B. der Graf von Zietzen, stimmten für die nochmalige Verweisung an die Abtheilung. — Sie werden gelesen haben, daß Camphausen abermals die Wahl in Köln zur zweiten Kammer abgelehnt hat. Hoffentlich sind seine Gründe dafür gebieterisch, sonst müßte das Urtheil darüber strenge ausfallen.

M u s P a r i s .

— Die Tagespresse der Länder, in welchen die Presse überhaupt einen Theil der öffentlichen Meinung ausdrückt, hat die Annäherung der beiden königlichen Linien von Frankreich vielfach besprochen und in der Majorität die Ansicht ausgedrückt, daß diese Vereinigung nicht als ein Ereigniß von großer politischer Wichtigkeit zu betrachten sei, und daß die größte Wirkung, welche durch dasselbe hervorgebracht wird, in dem Nerger liege, den dasselbe der Bonapartistischen Partei macht. Sicher hat man auch in Deutschland recht, wenn man diese Versöhnung als unfruchtbar, ja als schädlich für die politische Zukunft der Orleans beurtheilt. Wenn einzelne Prinzen dieser Familie es in ihrer gegenwärtigen Verbannung schwer ertrugen, gegenüber den legitimistischen Mächten Europas in

schiefen Stellung zu sein, und wenn sie fühle Aufnahme an einzelnen Höfen zu fürchten hatten und selbst die Illegitimität ihrer Prätendentenstellung schmerzlich empfanden, so war dies vielleicht für sie selber ein Unglück, allerdings ein Unglück, welches wohl zu ertragen gewesen wäre. Indes, wenn die Orleans durch diese Vereinigung nichts Anderes zu erreichen hatten, als sich die Zeit ihres Exils leichter zu machen, so hätte die Presse kein Recht, etwas dagegen zu sagen. Wenn sie aber der Ansicht waren, daß durch die Fusion und durch die Unterordnung unter das Legitimitätsprincip die Aussichten ihrer Familie auf eine Wiederherstellung in Frankreich größer werden würden, so waren sie sicher im Irrthum. Und von diesem Standpunkte aus halten hier viele Anhänger des Hauses Orleans, zu denen auch Ihr Correspondent gehört, die Fusion für unnütz, ja für schädlich. Denn obgleich schwer zu sagen ist, was die Franzosen in Zukunft noch thun oder ertragen werden, so ist doch das Unwahrscheinlichste von allem, daß sie jemals wieder irgend eine Pietät gegen das göttliche Recht der Bourbonen bekommen werden. Dieser Zweig der Familie hat in Frankreich keine Zukunft mehr. Denn die Erinnerung an die Bourbonen ist bei drei großen Gewalten Frankreichs, dem Heer, der wohlhabenden Bürgerschaft und der unruhigen Masse mit keinem einzigen warmen und wohlthuenden Gefühle verbunden; Kälte, ja Mißtrauen und Abneigung, und was das Schlimmste von allem ist, ein ironisches Lächeln, sind die herrschenden Stimmungen im Heere, in der Bürgerschaft und in der Masse. Und auch die vierte mächtige Partei in Frankreich, die clericale, hat längst aufgehört, ein zuverlässiger Bundesgenosse der legitimen Macht zu sein, und bei der klugen Taktik Louis Napoleons ist gar nicht abzusehen, daß die Kirche jemals ein besonderes Interesse daran haben könnte, zu Gunsten der Bourbonen der öffentlichen Meinung zu trotzen. Was aber die Partei des Grafen von Chambord noch mehr als der gegenwärtige Mangel an Anhängern unmöglich macht, ist die in ganz Frankreich verbreitete Ansicht, daß seine Restitution Wunsch und Plan derselben östlichen Mächte Europas sei, welche die Bourbonen schon einmal in das gedemüthigte Frankreich mit Waffengewalt eingeführt haben. Was auch in Frankreich noch geschehen mag, diese Abneigung gegen den Schützling des Auslandes wird bleiben.

Dies Odium droht jetzt die Orleans mit zu treffen. Durch die Freundschaft der legitimistischen Mächte werden sie ihre Wiederherstellung nie durchsetzen. Wenn eine Zeit kommen sollte, wo die Masse, das Heer und die Classen der Besitzenden sich gegen die Bonapartisten vereinigen sollten, so wird man sich an die Orleans erinnern, nicht weil sie in ihrem Wappen die königlichen Lilien führen, sondern weil der Vater oder Großvater durch den Willen der Nation auf den Thron gekommen ist, weil unter seiner Regierung ein hoher Grad von gesetzlicher Freiheit vorhanden war, und vielleicht weil seine Nachkommen den Ruf ehrenwerther und tüchtiger Männer genießen. Ja, daß sie den Regierungen des

Auslandes weniger angenehm sind, als die Descendenz der Bourbonen, grade das würde unter allen Umständen eine Empfehlung für das französische Gemüth sein. Als Prinzen des französischen Volkes und nicht als Enkel des heiligen Ludwig wird die Nation sie im Gedächtniß behalten.

Allerdings haben die Orleans nach der Fusion größere Aussicht, daß der conservative Theil der politischen Intriquanten, welche in Paris die großen politischen Actionen mehr vorbereiten, als irgendwo sonst, nicht mehr in zwei verschiedenen Lagern gegeneinander intriguiren wird. Aber dieser Vortheil wird dadurch mehr als aufgewogen, daß die Anzahl ihrer Anhänger durch die Fusion selbst geringer und daß sich sowol die Mehrzahl der Legitimisten als Orleansisten von jetzt ab kühl gegen sie verhalten wird. Soweit sich Schreiber dieses ein Urtheil erlauben darf über die Stimmung der großen Classe von Besitzenden, welche an die Zeit der Orleans bis jetzt mit einer gewissen Zuneigung zurückdenken, ist der Eindruck, welchen die Annäherung an die Bourbonen gemacht hat, kein günstiger. Es ist mit Recht bereits hervorgehoben worden, daß manche Freunde der Orleans, solche, welche ihr Lebelang gegen die Bourbonen gearbeitet haben, durch diesen Act verletzt werden, daß viele daraus Veranlassung nehmen werden, ihren Frieden mit der gegenwärtigen Regierung zu machen. Und doch scheint grade die gute Meinung der Wohlhabenden in Frankreich die einzige Aussicht, welche für die Restitution der Orleans geblieben ist. Wenn der Zeitpunkt eintreten sollte, wo eine allgemeine Unzufriedenheit mit den Geldoperationen der gegenwärtigen Regierung, mit dem despotischen Druck des Napoleonischen Regiments in weiten Kreisen verbreitet wird, wo das Heer durch erfolglose Kriege oder lange Unthätigkeit kühl gegen die Nachkommen des Kaisers geworden, dann muß für Frankreich wieder eine Zeit eintreten, wo der sogenannte dritte Stand, der die materiellen Interessen der Nation vorzugsweise vertritt, zu größerer Bedeutung und Kraft kommt und bei der Wahl eines neuen Souveräns den Ausschlag gibt. Dann werden die Orleans erfahren, ob ihnen ihr Eingehen in die Anschauungen der Faubourg St. Germain Vortheil gebracht hat. Ihre Politik mußte jetzt sein, sich in möglicher Zurückgezogenheit zu halten, jede Annäherung an die Höfe und Principien von Rußland, Oestreich u. s. w. zu vermeiden, sich bei jeder passenden Gelegenheit als Söhne Frankreichs, als warme Freunde seiner constitutionellen Staatsformen und sorgsame Wächter der französischen Ehre zu zeigen. Wie auch das Recht ihres Vaters gewesen war, ihr Unrecht an Frankreich war gut. Unter solchen Umständen wäre es von Wichtigkeit, wenn die deutsche Fürstin, welche nach Zeitungsberichten im Interesse ihrer Söhne der Fusion nicht beigetreten ist, dafür Sorge trüge*), daß dieser Umstand mit Sicherheit

*) Der Redaction ist aus zuverlässiger Quelle die Mittheilung geworden, daß F. K. G. die Frau Herzogin von Orleans der Fusion nicht nur nicht beigetreten ist, sondern sich sehr bestimmt dagegen erklärt hat, weil sie dieselbe für eine Maßregel hält, welche das

bekannt würde. Wenn es wahr ist, daß sie in richtiger Beurtheilung der Verhältnisse eine solche Vereinigung nicht wünschenswerth erachtet, so würde dies standhafte Zurückhalten zwar in der Gegenwart durchaus keine Alteration der öffentlichen Meinung hervorbringen, aber es könnte wol der Tag kommen, wo die Franzosen sich daran erinnern, daß der Enkel Louis Philipps einem Princip keine Concessionen gemacht hat, welches, wie man auch sonst darüber urtheilen möge, jedenfalls nicht mehr französisch ist. In diesem Falle würde die größte Folge der Juston die sein, daß sie die europäische Publicistik mit einem Wort von sehr zweifelhaftem Werthe bereichert hat. —

W o c h e n b e r i c h t.

Bildende Kunst. — Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei, von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit, herausgegeben von Ernst Förster, Leipzig, T. D. Weigel. — Man hat in unserer neuesten Litteratur sehr häufig den Gesichtspunkt des Patriotismus aufgestellt und sich daran gewöhnt, die Bedeutung eines jeden Kunst- und Literaturwerks darnach abzumessen, ob es das Nationalgefühl fördert oder nicht. Dieser Gesichtspunkt ist an sich vollkommen richtig, denn die Förderung des Nationalgefühls hat einen höheren und bleibenderen Werth, als vorübergehende ästhetische Genüsse, nur hat man häufig davon eine falsche Anwendung gemacht, indem man das Interesse der deutschen Schriftsteller mit dem Interesse des deutschen Volks verwechselte. So hat man es der Kritik häufig vorgeworfen, daß sie, anstatt die heimischen Producenten zu fördern, die Concurrenz des Auslandes begünstige und dadurch dem Vaterlande Schaden thue, ganz ähnlich wie die Schutzzöllner, die fest davon überzeugt sind, die Nation stehe sich gut, wenn der Ventel der Fabrikanten voll ist. Uns scheint vielmehr, daß bei der Beurtheilung eines jeden Kunstwerks nicht der Umstand maßgebend sein kann, ob der Verfasser von Geburt ein Deutscher ist, sondern ob das Kunstwerk selbst im deutschen Sinn ausgeführt ist. So wird z. B. niemand darüber zweifelhaft sein, daß die Einführung Shakespeares in Deutschland das deutsche Nationalgefühl sehr bedeutend gefördert hat, obgleich dieser Mann ein Britte war, und daß Werner, Müllner, Houwald, um von Claren und Rogebue gar nicht zu reden, dem deutschen Nationalgefühl sehr geschadet haben, obgleich sie sammt und sonders Deutsche waren. — Wir kennen keine zweckmäßigere und würdigere Art und Weise, das Nationalgefühl überall rege zu machen, als die sinnliche Bergegenwärtigung unserer großen Vorzeit, die sich nach keiner Richtung hin so bedeutend und energisch entfaltet hat, als in der bildenden Kunst. Diese Zeugen unserer Geschichte sind zwar noch vorhanden, und obgleich sie stumm sind, reden sie für jedes

Andenken ihres Gemahls und des verstorbenen Königs der Franzosen compromittirt und mit den Ueberzeugungen derselben von der Stellung und dem Beruf eines Königs von Frankreich unvereinbar ist. Von den übrigen Mitgliedern der Familie Orleans haben alle, mit Ausnahme des Prinzen Joinville der Juston beigestimmt.